

AGATHA CHRISTIE

MORD AUF DEM GOLFPLATZ



Kriminalroman

A

A

MORD AUF DEM GOLFPLATZ

Ein Fall für Poirot

Aus dem Englischen
von Gabriele Haefs

*Agatha
Christie®*

ATLANTIK

Für meinen Mann,
der sich ebenfalls für
Detektivgeschichten begeistert
und dem ich für hilfreiche Ratschläge
und Kritik danken möchte.

INHALT

1. Eine Reisegefährtin 9
2. Ein Hilferuf 15
3. In der Villa Geneviève 25
4. Der mit »Bella« unterschriebene Brief 36
5. Madame Renaults Geschichte 45
6. Der Tatort 55
7. Die mysteriöse Madame Daubreuil 62
8. Eine unerwartete Begegnung 73
9. Monsieur Giraud stößt auf Indizien 82
10. Gabriel Stonor 90
11. Jack Renault 98
12. Poirot stellt gewisse Punkte klar 110
13. Das Mädchen mit den ängstlichen Augen 118
14. Der zweite Leichnam 126
15. Ein Foto 133

16. Der Fall Beroldy 141
17. Wir ermitteln weiter 146
18. Giraud handelt 153
19. Ich aktiviere meine grauen Zellen 159
20. Eine verblüffende Aussage 165
21. Hercule Poirot über den Fall 176
22. Ich finde Liebe 183
23. Probleme zeichnen sich ab 193
24. »Retten Sie ihn!« 198
25. Ein unerwartetes Dénouement 206
26. Ich bekomme einen Brief 210
27. Jack Renaults Geschichte 215
28. Am Ziel 228



ERSTES KAPITEL

EINE REISEGEFÄHRTIN

Ich glaube, es gibt eine bekannte Anekdote über einen jungen Schriftsteller, der sich vornahm, eine Geschichte so überzeugend und originell zu beginnen, dass sie sogar bei einem überaus blasierten Verlagslektor noch Spannung und Neugier wecken würde. Und deshalb brachte er folgenden Satz zu Papier:

»Zum Teufel«, sagte die Herzogin.«

Seltsamerweise beginnt meine Geschichte auch so. Nur handelte es sich bei der Dame, die diesen Ausruf tätigte, nicht um eine Herzogin.

Es war Anfang Juni. Ich war geschäftlich in Paris gewesen und wollte mit dem Morgenzug nach London zurückkehren, wo ich mit meinem alten Freund, dem belgischen Exdetektiv Hercule Poirot, in einer Wohnung lebte.

Der Zug nach Calais war außergewöhnlich leer – in meinem Abteil saß nur ein weiterer Fahrgast. Ich hatte mein Hotel in ziemlicher Eile verlassen und wollte mich gerade davon überzeugen, dass ich wirklich alle meine Siebensachen eingepackt hatte, als der Zug anfuhr. Bisher hatte ich kaum auf meine Reisegefährtin geachtet, aber nun wurde ich sehr energisch an ihre Anwesenheit erinnert. Sie sprang auf, zog das Fenster herunter, steckte den Kopf hinaus und zog ihn gleich darauf mit dem kurzen und überzeugenden Ausruf »Zum Teufel!« wieder ein.

Ich bin eigentlich altmodisch. Eine Frau, so sehe ich das, sollte

weiblich sein. Ich habe nichts übrig für die neurotische junge Frau von heute, die von früh bis spät auf den Beinen ist, wie ein Schlot qualmt und eine Sprache benutzt, die eine Fischverkäuferin aus Billingsgate erröten lassen würde.

Ich schaute mit leichtem Stirnrunzeln in ein hübsches, freches Gesicht, über dem ein verwegenes Hütchen thronte. Die Ohren waren unter dichten schwarzen Locken verborgen. Ich schätzte mein Gegenüber auf kaum mehr als siebzehn, aber ihr Gesicht war dick gepudert, und ihre Lippen waren von einem unmöglichen Scharlachrot.

Sie hielt meinem Blick unangefochten stand und schnitt eine vielsagende Grimasse.

»Meine Güte, nun haben wir den netten Herrn schockiert«, teilte sie einem imaginären Publikum mit. »Ich möchte mich für meine Ausdrucksweise entschuldigen. Gar nicht damenhaft, aber Himmel, ich habe wirklich Grund genug. Stellen Sie sich vor, ich habe meine einzige Schwester verloren!«

»Wirklich?«, fragte ich höflich. »Wie unangenehm.«

»Er ist unangenehm berührt«, stellte die Dame fest. »Er ist unangenehm berührt – von mir und von meiner Schwester, und Letzteres ist ungerecht, er kennt sie doch gar nicht.«

Ich öffnete den Mund, aber sie kam mir zuvor.

»Schweigen Sie! Niemand liebt mich! Ich werde in den Garten gehen und Würmer essen! Buhuuu, ich bin am Boden zerstört!«

Sie versteckte sich hinter einer großformatigen französischen Illustrierten. Eine oder zwei Minuten später sah ich, dass sie mich über den Zeitschriftenrand hinweg verstohlen musterte. Ich musste unweigerlich lächeln, und gleich darauf ließ sie ihre Zeitschrift sinken und brach in fröhliches Gelächter aus.

»Ich wusste doch, dass Sie nicht so spießig sind, wie Sie aussehen«, rief sie.

Ihr Lachen war so ansteckend, dass ich einfach einstimmen musste, auch wenn mir das Wort »spießig« nicht gerade zusagte.

»Na also. Jetzt sind wir Freunde!«, verkündete die Range. »Sagen Sie, dass Ihnen das mit meiner Schwester leidtut.«

»Ich bin verzweifelt.«

»Braver Junge!«

»Lassen Sie mich ausreden. Ich wollte sagen, dass ich zwar verzweifelt bin, dass ich aber dennoch durchaus mit ihrer Abwesenheit leben kann.« Ich verbeugte mich kurz.

Doch dieses wahrlich unberechenbare Geschöpf runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf.

»Lassen Sie das. Mir ist die ›würdevolle Entrüstungs‹-Nummer lieber. Ach, wenn Sie Ihr Gesicht sehen könnten. ›Gehört nicht zu uns‹, hat es gesagt. Und da haben Sie ja auch recht, obwohl, wissen Sie, das ist heute gar nicht so leicht zu sagen. Nicht jeder sieht den Unterschied zwischen einer Halbseidenen und einer Herzogin. Oh, ich glaube, jetzt habe ich Sie schon wieder schockiert. Sie sind wirklich im Hinterwald ausgegraben worden, guter Mann. Aber das macht nichts. Wir könnten durchaus ein paar mehr von Ihrer Sorte gebrauchen. Unverschämte Männer kann ich nicht leiden. Die machen mich wütend!«

Energisch schüttelte sie den Kopf.

»Und wie sind Sie, wenn Sie wütend werden?«, fragte ich lächelnd.

»Eine richtige kleine Teufelin! Dann ist es mir egal, was ich sage oder tue. Einmal hätte ich fast einen Mann umgebracht. Ja, wirklich. Und eigentlich hatte er es nicht besser verdient.«

»O bitte«, flehte ich, »werden Sie nicht zornig auf mich!«

»Werde ich nicht. Ich mag Sie – ich habe Sie auf den ersten Blick gemocht. Aber Sie haben ein so missbilligendes Gesicht gezogen, dass ich nicht dachte, wir könnten jemals Freunde werden.«

»Das haben wir jedenfalls geschafft. Erzählen Sie mir ein bisschen von sich.«

»Ich bin Schauspielerin. Nein, nicht die Sorte, an die Sie jetzt denken. Ich habe schon mit sechs Jahren auf der Bühne gestanden – oder bin dort gefallen.«

»Wie?«, fragte ich verwirrt.

»Haben Sie noch nie von Kindern gehört, die als Akrobaten auftreten?«

»Ach, ich verstehe.«

»Ich wurde in Amerika geboren, habe aber fast mein ganzes Leben in England verbracht. Wir haben jetzt eine neue Show ...«

»Wir?«

»Meine Schwester und ich. Wir singen und tanzen und schwatzen ein bisschen, und wir machen auch ein paar von den alten Sachen. Diese Art von Show ist ziemlich neu und kommt immer gut an. Und sie wird Geld bringen ...«

Meine neue Bekannte beugte sich vor und fuhr fort mit ihrer lebhaften Schilderung, wobei ich viele ihrer Ausdrücke ganz einfach unverständlich fand. Und doch entdeckte ich in mir ein wachsendes Interesse an dieser Frau. Sie schien eine sehr seltsame Mischung aus Frau und Kind zu sein. Zwar absolut weltgewandt und, wie sie selbst sagte, durchaus imstande, auf sich aufzupassen, aber ihr schlichtes Weltbild und ihr unumstößlicher Entschluss, es zu etwas zu bringen, hatten doch etwas überraschend Naives.

Wir passierten Amiens. Dieser Name weckte viele Erinnerungen in mir. Und meine Reisegefährtin schien meine Gedanken erraten zu können.

»Denken Sie an den Krieg?«

Ich nickte.

»Sie waren dabei, nehme ich an?«

»Das können Sie wohl sagen. Ich bin einmal verwundet und nach der Schlacht an der Somme für kriegsuntauglich befunden worden. Jetzt bin ich eine Art Privatsekretär bei einem Parlamentsabgeordneten.«

»Du meine Güte! Da müssen Sie aber gescheit sein.«

»Nein, so anspruchsvoll ist dieser Posten nicht. Eigentlich habe ich gar nicht viel zu tun. Normalerweise reichen ein paar Stunden pro Tag. Und langweilig ist die Arbeit auch. Ich wüsste wirklich

nicht, was ich machen sollte, wenn ich nicht noch eine andere Beschäftigung hätte.«

»Sagen Sie bloß nicht, dass Sie Insekten sammeln!«

»Nein. Ich wohne mit einem sehr interessanten Mann zusammen. Einem belgischen Exkommisar. Er betätigt sich jetzt in London als Privatdetektiv und hat außergewöhnlich viel Erfolg. Er ist wirklich ein wunderbarer kleiner Mann. Immer wieder findet er eine Lösung, wo die offizielle Polizei versagt hat.«

Die Augen weit aufgerissen, hörte meine Reisegefährtin zu.

»Das ist wirklich interessant. Ich finde Verbrechen wunderbar! Ich sehe mir jeden Kriminalfilm an. Und wenn von einem Mord berichtet wird, dann verschlinge ich die Zeitungen geradezu.«

»Erinnern Sie sich an den Fall Styles?«, fragte ich.

»Lassen Sie mich nachdenken, war das die vergiftete alte Dame? Irgendwo unten in Essex?«

Ich nickte. »Das war Poirots erster großer Fall. Ohne ihn wäre der Mörder zweifellos ungeschoren davongekommen. Er hat wirklich großartige Detektivarbeit geleistet.«

Ich erwärmte mich für mein Thema und fasste die Geschichte kurz zusammen, um dann zur triumphierenden und unerwarteten Auflösung zu kommen.

Mein Gegenüber lauschte hingerissen. Wir waren so vertieft in unser Gespräch, dass wir gar nicht gleich merkten, dass unser Zug schon in den Bahnhof von Calais eingefahren war.

Ich winkte zwei Träger herbei, und wir verließen den Zug. Auf dem Bahnsteig streckte meine Reisegefährtin die Hand aus.

»Auf Wiedersehen, und in Zukunft werde ich besser darauf achten, was ich sage.«

»Ach, darf ich mich denn auf der Fähre nicht um Sie kümmern?«

»Vielleicht nehme ich die Fähre gar nicht. Ich muss erst einmal feststellen, ob meine Schwester den Zug doch noch erwischt hat. Aber haben Sie auf jeden Fall vielen Dank.«

»Ach, wir sehen uns doch sicher wieder. Und wollen Sie mir

nicht einmal Ihren Namen verraten?«, rief ich, als sie sich abwandte.

Sie schaute sich kurz um.

»Cinderella«, sagte sie lachend.

Und ich konnte damals wirklich nicht ahnen, wann und unter welchen Umständen ich Cinderella wiedersehen würde.



ZWEITES KAPITEL

EIN HILFERUF

Am folgenden Morgen betrat ich um fünf nach neun unser gemeinsames Wohnzimmer, um zu frühstücken. Mein Freund Poirot, pünktlich wie immer, klopfte gerade die Schale seines zweiten Eis auf. Er strahlte mich an.

»Sie haben gut geschlafen, ja? Sie haben sich von der entsetzlichen Überfahrt erholt? Es ist ein Wunder, heute Morgen sind Sie fast pünktlich. *Pardon*, aber Ihre Krawatte hängt schief. Bitte, lassen Sie mich sie gerade rücken.«

Ich habe Hercule Poirot schon an anderer Stelle beschrieben. Ein außergewöhnlicher kleiner Mann! Einen Meter zweiundsechzig groß; mit leicht schräg gehaltenem eierförmigem Kopf; Augen, die grün leuchten, wenn er in Erregung gerät; ein steifer militärischer Schnurrbart und eine Ausstrahlung von immenser Würde. Immer sah er adrett und elegant aus. Er brachte überhaupt jeglicher Ordnung ein leidenschaftliches Interesse entgegen. Ein schiefstehender Ziergegenstand, ein paar Staubkörner, eine kleine Nachlässigkeit in der Kleidung, das alles bedeutete für den kleinen Mann wahrhafte Folter, solange er die Sache nicht geraderücken konnte. Seine Gottheiten hießen »Ordnung« und »Methode«. Er brachte greifbaren Indizien wie Fußspuren oder Zigarettenasche eine gewisse Verachtung entgegen und erklärte immer wieder, solche Fundstücke allein könnten einen Detektiv niemals zur Lösung eines Falls befähigen.

Hatte er das gesagt, tippte er sich mit absurder Selbstzufriedenheit an seinen Eierkopf und bemerkte mit tiefer Befriedigung:

»Die wirkliche Arbeit geschieht im Kopf. *Die kleinen grauen Zellen* – vergessen Sie niemals die kleinen grauen Zellen, *mon ami*.«

Ich nahm Platz und bemerkte als Antwort auf Poirots Begrüßung lässig, die einstündige Überfahrt von Calais nach Dover habe wohl kaum die Bezeichnung »entsetzlich« verdient.

»Irgendwelche interessante Post?«, fragte ich dann.

Mit unzufriedener Miene schüttelte Poirot den Kopf.

»Ich habe meine Briefe noch nicht gelesen, aber heutzutage kommt einfach keine interessante Post mehr. Die großen Kriminellen, die Kriminellen, die mit Methode arbeiten, die gibt es nicht mehr.«

Er schüttelte traurig den Kopf, und ich brüllte vor Lachen.

»Kopf hoch, Poirot, das wird sich auch wieder ändern. Lesen Sie Ihre Briefe! Sie können doch nicht ahnen, ob nicht schon ein großer Fall am Horizont heraufzieht.«

Poirot lächelte, griff zu seinem eleganten kleinen Brieföffner und schlitzte mehrere Briefumschläge auf, die neben seinem Teller gelegen hatten.

»Eine Rechnung. Noch eine Rechnung. Ich werde wirklich extravagant auf meine alten Tage. Aha! Eine Mitteilung von Japp.«

»Ach?« Ich spitzte die Ohren. Inspektor Japp von Scotland Yard hatte uns mehr als einmal auf interessante Fälle aufmerksam gemacht.

»Er will sich nur auf seine Weise für eine Kleinigkeit in dieser Geschichte in Aberystwyth bedanken, bei der ich ihn auf den richtigen Weg gebracht habe. Ich bin entzückt, ihm zu Diensten gewesen zu sein.«

Mit gelassener Miene las Poirot seine restliche Korrespondenz.

»Die hiesigen Pfadfinder möchten, dass ich bei ihnen einen Vortrag halte. Die Gräfin von Forfanock würde sich über meinen Besuch freuen. Zweifellos geht es wieder um einen Schoßhund! Und hier ist der letzte Brief. Ah!«

Ich schaute auf, denn sein Tonfall hatte sich geändert. Poirot war in seinen Brief vertieft. Gleich darauf hielt er mir den Bogen hin.

»Außergewöhnlich, *mon ami*. Lesen Sie selbst!«

Eine kühne, eigenwillige Handschrift auf einer Sorte Papier, wie sie in England nicht verwendet wurde.

Villa Geneviève
Merlinville-sur-Mer
Frankreich

Sehr geehrter Herr,

aus Gründen, auf die ich später noch eingehen werde, benötige ich die Dienste eines Detektivs, möchte jedoch nicht zur Polizei gehen. Ich habe von verschiedenen Seiten von Ihnen gehört und dabei den Eindruck gewonnen, dass Sie nicht nur ein äußerst fähiger, sondern auch ein sehr diskreter Mann sind. Ich möchte der Post keine Einzelheiten anvertrauen, aber da ich ein Geheimnis kenne, fürchte ich jeden Tag um mein Leben. Ich bin davon überzeugt, dass mir jederzeit Gefahr drohen kann, und deshalb bitte ich Sie, so bald wie möglich nach Frankreich zu kommen. Wenn Sie mir Ihre Ankunft mitteilen, werde ich Sie in Calais abholen lassen. Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie alle anderen Fälle aufschieben und sich ganz und gar meinen Interessen widmen könnten. Ich werde jegliche Entschädigungssumme zahlen. Vermutlich werde ich Ihre Dienste für einige Zeit in Anspruch nehmen müssen; möglicherweise müssen Sie sich nach Santiago begeben, wo ich mehrere Jahre meines Lebens verbracht habe. Ich bitte Sie, mir Ihre Honorarvorstellungen zu nennen.

Ich möchte noch einmal darauf hinweisen, dass die Sache keinen Aufschub duldet.

Mit vorzüglicher Hochachtung,

P. T. Renauld

Unter der Unterschrift befand sich noch eine eilig hingekritzelte, kaum zu entziffernde Zeile: »Um Himmels willen, kommen Sie!«

Mein Puls ging schneller, als ich Poirot den Brief zurückgab.

»Endlich!«, sagte ich. »Das ist nun wirklich sehr außergewöhnlich!«

»In der Tat«, erwiderte Poirot nachdenklich.

»Sie fahren natürlich hin«, sagte ich.

Poirot nickte. Er war in Gedanken versunken. Endlich schien er einen Entschluss gefasst zu haben und schaute auf die Uhr. Er machte ein sehr ernstes Gesicht.

»Sehen Sie, mein Freund, wir haben keine Zeit zu verlieren. Der nächste Zug fährt um elf von Victoria ab. Aber bleiben Sie ganz ruhig. Wir brauchen nicht zu hetzen. Gönnen wir uns zehn Minuten, um die Sache zu besprechen. Sie begleiten mich, *n'est-ce pas?*«

»Also ...«

»Sie haben mir selbst erzählt, dass Ihr Arbeitgeber Sie in den nächsten beiden Wochen nicht braucht.«

»Ja, das stimmt. Aber dieser Mr Renault betont doch immer wieder, dass er die Sache geheim halten möchte.«

»Ta-ta-ta! Mit Monsieur Renault werde ich schon fertig. Der Name kommt mir übrigens bekannt vor.«

»Es gibt einen bekannten südamerikanischen Millionär, der Renault heißt. Allerdings weiß ich nicht, ob das derselbe sein kann.«

»Aber zweifellos. Das erklärt, warum er Santiago erwähnt. Santiago liegt in Chile, und Chile liegt in Südamerika. Ah, wir machen schon Fortschritte. Sie haben doch das PS gesehen? Was haben Sie davon für einen Eindruck?«

Ich dachte nach.

»Als er den Brief schrieb, hatte er sich offenbar unter Kontrolle, aber diese Selbstdisziplin konnte er doch nicht ganz durchhalten, und aus einem Impuls heraus hat er diese verzweifelten fünf Wörter hingekritzelt.«

Doch mein Freund schüttelte energisch den Kopf.

»Sie irren sich. Sehen Sie nicht, dass die Tinte der Unterschrift fast schwarz, die des PS dagegen ziemlich bleich ist?«

»Und?«, fragte ich verwirrt.

»*Mon Dieu, mon ami*, nutzen Sie doch Ihre kleinen grauen Zellen! Liegt es nicht auf der Hand? Monsieur Renauld hat diesen Brief geschrieben. Er hat kein Löschblatt benutzt, sondern ihn noch einmal in aller Ruhe gelesen. Danach, nicht aus einem Impuls heraus, sondern ganz bewusst, hat er den Nachsatz hinzugefügt und dann zum Löschpapier gegriffen.«

»Aber warum?«

»*Parbleu!* Damit es genau den Eindruck erweckt, den Sie hatten.«

»Was?«

»*Mais oui!* Er wollte sichergehen, dass ich komme! Er hat seinen Brief noch einmal gelesen und war nicht zufrieden. Es war nicht dringlich genug!«

Er verstummte und fügte dann, während aus seinen Augen das grüne Licht leuchtete, das immer innere Erregung anzeigte, hinzu:

»Und deshalb, *mon ami*, weil er das PS nicht aus einem Impuls heraus, sondern ganz kaltblütig hinzugefügt hat, ist die Sache sehr dringend, und wir müssen so schnell wie möglich zu ihm fahren.«

»Merlinville«, murmelte ich nachdenklich. »Das habe ich schon einmal gehört, glaube ich.«

Poirot nickte.

»Es ist ein ziemlich kleiner Ort – aber schick! Liegt auf halber Strecke zwischen Boulogne und Calais. Monsieur Renauld hat auch in England ein Haus, nehme ich an?«

»Ja, am Rutland Gate, wenn ich mich richtig erinnere. Außerdem hat er einen großen Landsitz, irgendwo in Hertfordshire. Aber ich weiß sehr wenig über ihn, er führt kein besonders geselliges Leben. Er macht wohl gute Geschäfte mit Südamerika und hat bisher vor allem in Chile und Argentinien gelebt.«

»Na, das wird er uns alles selber erzählen. Kommen Sie, lassen